

Prima Bude

Inklusive Räume
gemeinsam
planen





Vorwort

Menschen mit und ohne Unterstützungsbedarf haben ein Recht auf selbstbestimmtes und selbstgestaltetes Wohnen.

Wir glauben daran, dass inklusive Räume auch inklusiv und kooperativ entwickelt und geplant werden sollen.

Jeder Mensch kann selbst am besten beschreiben, wie sie oder er sich wohl fühlt. Warum dann nicht die vielen unterschiedlichen Wünsche sammeln, zu einer Vision zusammenzufassen, um so ein Raumkonzept für spezifische und inklusive Orte zu schaffen, an denen sich viele zu Hause und willkommen fühlen?

Dabei verstehen und nutzen wir den Planungsprozess als Chance sich kennenzulernen. Alle Beteiligten arbeiten zusammen, lassen sich aufeinander ein und machen die Erfahrung, gemeinsam etwas gestalten zu können, selbstwirksam zu sein.

In dem vorliegenden Heft wollen wir von dem Projekt „PRIMA BUDE“ in Berlin Lichterfelde erzählen. Hier hat ein sozialer Träger in Kooperation mit den Bewohnerinnen und Bewohnern ein Seniorenheim in ein inklusives Haus für viele verwandelt. Ein Interview mit der Projektleiterin Frau Materson schafft Einblicke in die Höhen und Tiefen und macht Lust auf partizipatives Entwickeln inklusiver Wohnformen. Eine Projektchronographie zeigt beispielhaft die unterschiedlichen Phasen eines solchen Unterfangens. Als Abschluss führen wir die angewandten Methoden zum Nachahmen auf.

Das Projekt „PRIMA BUDE“ ist eine Kooperation zwischen der Agentur INKLUSIV WOHNEN / STATTBÄU Stadtentwicklungsgesellschaft mbH und der Pfefferwerk Stadtkultur gGmbH.



Lasst uns für die Beteiligung bei der Entwicklung inklusiver Wohnformen stark machen. Wir freuen uns auf einen Austausch mit Euch!

Constance Cremer, Fee Kyriakopoulos und Nina Franzkowiak



Inhaltsübersicht

2	Vorwort
6	Eine Prima Bude
	Ein Interview mit Maud Materson, Leiterin des Projektes Inklusives Wohnen in der Boothstraße
24	Chronologie
26	Methoden
	Mein Lieblingsort Fragen an den Raum Vision für den perfekten Ort Den perfekten Ort basteln Den perfekten Ort bauen
36	Impressum

Eine Prima Bude



Welche Zutaten braucht es für ein gelingendes, inklusives Wohnen? Wie wichtig sind stimmungsvolle Gemeinschaftsflächen? Wie wichtig ist die Beteiligung zukünftiger Bewohner*innen an der Planung? Wie inklusiv ist die derzeitige Gesetzgebung fürs betreute Wohnen? Das Prima Bude Projekt in der Boothstraße entwickelt auf so vielen Ebenen relevante Ansätze, dass wir als Agentur INKLUSIV WOHNEN den Wunsch hatten, diese mit vielen Interessierten zu teilen. Im folgenden Interview möchten wir im Gespräch mit der Einrichtungsleiterin und Projektinitiatorin Frau Maud Materson (Pfefferwerk Stadtkultur gGmbH) der Geschichte dieses inklusiven Wohnprojekts mit allen Hürden und Erfolgen nachspüren.

Was ich zu Beginn gerne wissen würde ist, was interessiert Sie am Thema inklusives Wohnen?

Inklusives Wohnen halte ich für wichtig, weil alle Menschen die Möglichkeit haben sollten, den Wohnkontext – das Haus oder die Wohnung – frei zu wählen, damit sie sich dort wohlfühlen. Besonders zentral ist mir dabei eine Vielfaltigkeit der Angebote.

Also haben Sie sich auf den Weg gemacht mit ihrer Vision vom inklusiven Wohnen und sich zunächst an einen Träger gewandt. Wie waren die Reaktionen?

Ich habe Pfefferwerk Stadtkultur als Träger kennengelernt, der im Bereich Inklusion bereits sehr erfahren ist. Ich habe dort angefragt, ob sie sich vorstellen könnten, inklusives Wohnen mit dem besonderen Fokus auf Menschen mit geistiger Behinderung anzubieten und bin damit auf offene Ohren gestoßen.

So haben wir gemeinsam begonnen ein Konzept zu entwickeln anhand der Frage: Was heißt inklusives Wohnen für uns? Da wir das in anderen Bereichen bereits leben, zum Beispiel im Bereich Ausbildung und auch in den Nachbarschaftshäusern und in Kitas, war sozusagen das Wohnen für uns der nächste logische Schritt.

Haben Sie sich bei Ihrer Recherche auch Beispiele angesehen, bei denen Sie gesagt haben, so will ich es auch haben oder haben Sie sich alles alleine ausgedacht?

Wir haben uns Projekte in Hamburg und auch hier in Berlin angeschaut und dann das, was wir dort gesehen und erfahren haben mit unseren eigenen Vorstellungen zusammengebracht und daraus unser eigenes Konzept gestaltet.

Wie lange hat das ungefähr gedauert – von der ersten Idee bis heute?

Von der ersten Idee bis zur Umsetzung hat es ca. zweieinhalb Jahre gebraucht. Im ersten Jahr haben wir im Team das Konzept entwickelt und uns unter anderem mit den rechtlichen Rahmenbedingungen auseinandergesetzt. Dabei wurde der Wunsch geboren, ein eigenes Haus zu bauen und zwar vorzugsweise in Pankow. Wir kamen dann schnell mit Architekten in Kontakt und im Prozess des Planens und Bauens haben wir unsere Ideen immer weiter konkretisiert. Bestimmte Aspekte waren uns von Anfang an besonders wichtig. Zum Beispiel, dass jede*r Bewohner*in sein bzw. ihr eigenes Zimmer mit Bad haben sollte, dass es einen gemütlichen Gemeinschaftsraum gibt, dass vielleicht ein großer Saal für Zusammentreffen Platz findet und das Familien zusammen mit Menschen mit Behinderung sowie Student*innen und vielleicht Senioren*innen wohnen können.

Boothstraße

Und wie kam es, dass wir uns jetzt anstatt in Pankow in Lichterfelde-Ost unterhalten?

Im weiteren Verlauf bekamen wir ein Grundstück mit zwei Gebäuden hier in der Boothstraße angeboten. Die beiden Häuser wurden bis ca. 2010 als Pflegeheim genutzt, dann für die Unterbringung von Geflüchteten umgebaut, jedoch anschließend nicht neu belegt. Bei einer Besichtigung mit Kollegen*innen von Pfefferwerk Stadtkultur stellten wir fest, dass viele von unseren Vorstellungen, die in einen Neubau hätten einfließen sollen, hier bereits umgesetzt sind. Es gibt



Zimmer mit eigenen Bädern, es gibt Gemeinschaftsräume in den WGs und einen großen Saal, den sowohl die Bewohner*innen als auch Besucher*innen als Treffpunkt nutzen können. Außerdem einen Garten, der durch eine Aufteilung in drei Bereiche sowohl Möglichkeit für Begegnungen aber auch Rückzug und Entspannung bietet. Am Ende stand dann die gemeinschaftliche Entscheidung über den Erwerb des Grundstücks. Dazu haben wir das Konzept entwickelt, das verschiedene Nutzer*innen integriert. Ursprünglich hatten wir Studentenwohnen, Jugendhilfe und Eingliederungshilfe (Menschen mit Behinderung) in WGs vorgesehen. Umsetzen konnten wir bisher die WGs für behinderte Menschen und das studentische Wohnen. Das dritte Element der Jugendhilfe wird später folgen, sobald wir dafür genügend Fachkräfte gewinnen können.

Gemeinsame Planung

Sie haben also alle guten Zutaten aus den Beispielprojekten gesammelt, ihr Konzept mit den Rahmenbedingungen abgeglichen und haben das Grundstücksangebot angenommen.

Erzählen Sie uns doch jetzt noch etwas dazu, wie Sie zusammen mit den zukünftigen Bewohner*innen und deren Angehörigen frischen Wind ins ehemalige Pflegeheim gebracht haben?

Wir hatten das große Glück, dass wir im Juli 2018 auf die Ausschreibung zur „Prima Bude“ der Agentur INKLUSIV WOHNEN bei der STATTAU GmbH aufmerksam geworden sind. Sie richtete sich an Träger von betreuten Wohngruppen und machte das Angebot, die Räume der Trägerwohnungen zu verschönern bzw. im Hinblick auf Inklusion zu qualifizieren – eben daraus eine „Prima Bude“ zu machen. Das fanden wir sofort passend für unser Projekt.

Für unser Vorhaben, in einem früheren Senioren-Pflegeheim junge Menschen mit und ohne Beeinträchtigung unterzubringen, benötigten wir für erforderliche Umbauten noch finanzielle Unterstützung.

Es zeigte sich, dass unser Konzept gut zur Ausschreibung „Prima Bude“ passte und so waren wir mit unserer Bewerbung erfolgreich. Gemeinsam mit der Agentur INKLUSIV WOHNEN und mit Planungsbüros erstellten wir Raumkonzepte und Entwürfe, die in den letzten Wochen und Monaten umgesetzt werden konnten.

In zwei Workshops mit Interessenten*innen für die Wohngruppen und deren Angehörigen oder Betreuer*innen und Student*innen haben wir in mehreren Gruppen das Haus inspiziert und es auf uns wirken lassen. Wir haben Fragen an das Gebäude gestellt: „Was machst du hier

Stufe?“ (obwohl hier Menschen im Rollstuhl gelebt haben und wieder leben werden) „Warum ist es hier so dunkel?“ „Bist du schon älter, Boden?“ „Warum siehst du aus wie ein Krankenhausflur?“ „Wo ist die Küche?“ Aber auch Positives ist uns aufgefallen: „Licht du bist so schön!“ oder auch „Toller Ausblick“...



Wie sind Sie im Workshop dann methodisch in die Ideenfindung für die Räume eingestiegen?

Mit der Einladung zum Workshop haben wir jeden aufgefordert, seinen persönlichen Lieblingsort – zu Hause und im Garten – mitzubringen. Die Antworten waren sehr unterschiedlich – das Bett, eine Sofalandschaft, der Balkon mit tollem Ausblick. Durch diesen Austausch lernten wir uns kennen und näherten uns dabei den Fragen „Was ist Gemütlichkeit?“, „Wie würden wir gerne wohnen?“, „Was muss vorhanden sein, damit man sich wohl fühlen kann?“ an.



Während dieser Vorstellungsrunde schien mir dadurch Behinderung gar kein Thema zu sein – jeder stellte einfach seinen Lieblingsort vor und es kam ein gutes Gespräch in Gang. Im Anschluss wurden die Ideen unter Verwendung verschiedener Materialien konkretisiert. Es wurden Modelle mit Legosteinen gebaut, mit Knete modelliert, ein so genanntes „Visionenspiel“ (angelehnt an das Spiel der „Baupiloten BDA“) gespielt, Collagen geklebt, um aus alledem konkrete Wünsche und eine Atmosphäre abzubilden.

Im Visionenspiel wurde geforscht, was für Aktivitäten wichtig für die Gemeinschaft sind und sich in Garten oder Saal verwirklichen lassen und wie viele Personen man z.B. dafür benötigt.

Mit großem Enthusiasmus und schwungvoller Energie kamen dabei eine Menge Vorschläge zusammen.

Wir sind jetzt schon in die Workshops eingestiegen, da würde ich gern noch tiefer gehen. Sie haben von gemeinsamen Lieblingsorten gesprochen – toll fand ich dabei Ihre Beschreibung, dass eine Behinderung dabei keine Rolle spielte. Könnten Sie noch genauer beschreiben, welche Visionen und Aktivitäten für die Teilnehmenden im Saal wichtig waren?

Bei dem Saalworkshop war den Teilnehmer*innen besonders die Multifunktionalität des Saals wichtig – dass man sich gemütlich zurückziehen kann, z.B. ein Buch lesen, sich aber auch mit Leuten treffen kann und gemeinsam einen Film anschaut oder Tischkicker oder Tischtennis spielt. Übereinstimmend mit den Lieblingsorten wiederholten sich die Wünsche nach einer Tanzfläche mit Diskolicht, einer gemütlichen Sofa-Kino-Ecke und nach einem großen Tisch zum gemeinsamen Essen für alle Bewohner*innen. Durch den wunderbaren Umstand, dass eine komplett ausgestattete Vollküche an den Saal angeschlossen ist, können die Bewohner*innen hier gemeinsam kochen und da braucht es natürlich auch einen Tisch, an dem anschließend alle zusammen essen können.

Beschreiben Sie bitte einmal, warum aus Ihrer Sicht Gemeinschaftsflächen besonders mit einem solchen vielfältigen Raumangebot wertvoll für Gemeinschaft sind?

Wichtig ist uns, dass sich hier im Saal die Bewohner*innen aus beiden Häusern treffen können – sonst würde sich jede*r nach der Arbeit und dem Essen alleine in ihr bzw. sein Zimmer zurückziehen. Das Visionenspiel machte da deutlich, dass es Organisation und Planung bedarf, damit alle sich eingeladen fühlen und inkludiert werden – sich sozusagen aus ihren Räumen herauslocken lassen. Das Ziel unserer

Einrichtung, Begegnungen durch Angebote entstehen zu lassen, kann hier verwirklicht werden. Austausch, Anregungen und Pläne sollen über ein Anschlagbrett / schwarzes Brett und einen Bewohner*innenrat ermöglicht werden.

Der darauf folgende Gartenworkshop lief ja sehr ähnlich ab – es wurden Lieblingsorte benannt und dann mit Collagen und Knetmodellen unterschiedliche Szenarien verbildlicht. Was war hierbei den Bewohner*innen besonders wichtig?

Für den Gartenworkshop im März 2019 haben wir das gleiche Format gewählt, um einerseits besser vergleichen zu können und andererseits aufgrund der guten Erfahrungen aus dem ersten Workshop (Gemeinschaftsflächen). Es ist ein sehr kommunikativer Ansatz und es haben sich erneut viele Teilnehmer*innen angemeldet. Über die Lieblingsorte kamen wir in den Austausch darüber, welche



Vorstellungen und Wünsche vorhanden waren. Damit haben wir dann im Außenbereich vor dem ersten Haus, zwischen den Häusern und hinter dem zweiten Haus in Kleingruppen herausgefunden, wie der Garten im Sinne der Bewohner*innen gestaltet werden sollte. Überraschend für mich war, dass die in den Gruppen gewonnenen Erkenntnisse anders ausgefallen sind als meine eigene Vorstellung der Gartenaufteilung. Zum Beispiel war es für die Teilnehmer*innen viel interessanter, die Begegnungsstätte nicht hinter dem zweiten Haus, sondern zwischen Haus 1 und Haus 2 anzusiedeln. Hier gibt es einen wettergeschützten Wandelgang und eine große Fläche für freie Nutzung zu Spiel und Unterhaltung. Dort wünschten sich die Teilnehmer*innen u.a. einen Basketballkorb und eine Schaukel, eine Rundbank um einen Baum herum, eine Grillschale und eine Tischtennisplatte. Wohingegen im hinteren Teil, wo die Obstbäume stehen und wir bereits Gemüsebeete angelegt haben, der Raum für Rückzug und Entspannung z.B. in einer Hängematte oder fürs Gärtnern entstehen sollte.

Umsetzung und Erfahrungen

Welche der Wünsche konnten nun verwirklicht werden?

Das Schöne war, dass sich die Workshopresultate nahezu vollständig in der Planung und Umsetzung durch die Innenarchitekten, den Garten- und Landschaftsarchitekten und unsere Bauabteilung wiederfinden.

Für die vielfältige Nutzung des Saals haben die Innenarchitekten eine Dreiteilung des Raumes vorgeschlagen – im vorderen Bereich die verschiebbare Sitzzecke als gemeinsamer Treffpunkt für Unterhaltungen oder Filmabende, der erweiterbare Mittelbereich ist flexibel nutzbar für Spiele und Bewegung, wie z.B. Yoga oder einen Tischkicker.

Im dritten Bereich steht, auf Höhe der Küche, der große Esstisch. Für die Ecken in jedem der drei Bereiche wurden zudem Sitzgelegenheiten zum Lümmeln, Lesen, Unterhalten oder um sich zurückzuziehen geschaffen.

Besonders fasziniert mich die barrierefreie Küche in den ambulanten Wohngruppen: hier wurde ein Hubsystem für Herd und Spüle installiert, damit die Höhe an die jeweilige Körpergröße bzw. auf eine ergonomisch günstige Arbeitshöhe und barrierefrei angepasst werden kann. Das wurde inzwischen auch von hier lebenden, eher kleinen und sehr großen Menschen dankend angenommen – auch ohne Rollstuhl.

Wir versuchen also unsere Maßgabe „jeder soll hier alles tun können“ tatsächlich in allen Bereichen umzusetzen.

Sobald wieder ausreichend Mittel zur Verfügung stehen, soll außerdem ein barrierefreier Weg das gesamte Gelände umlaufen.



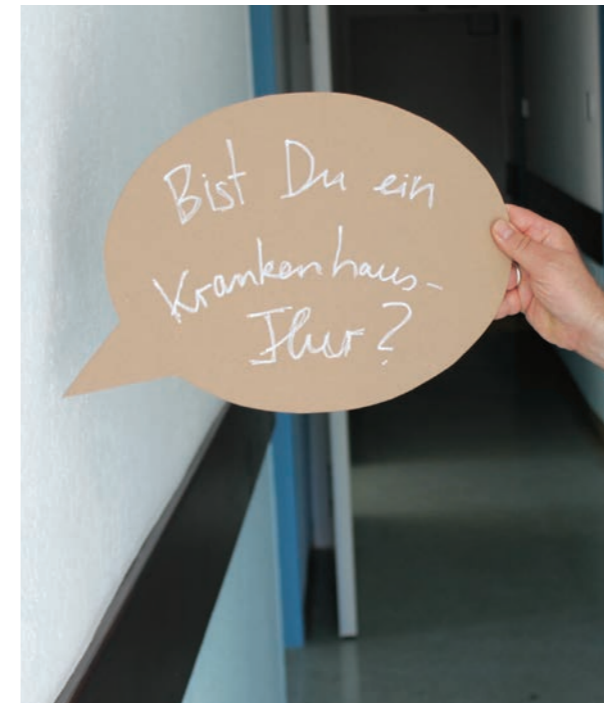
Können Sie uns erklären, warum Sie von Anfang an so viel Wert darauf gelegt haben, die Angehörigen der zukünftigen Bewohner*innen zu beteiligen?

Die Einbindung der Angehörigen / Betreuer*innen war uns wichtig, damit wir den potentiellen Bewohner*innenn einen angenehmen Übergang von einer anderen Wohnform hierher gestalten können. Deshalb haben wir im Haus ein Gästezimmer für Eltern und Besucher*innen von Bewohner*innen eingerichtet. Es ist uns wichtig, dass unsere Bewohner*innen ihre sozialen Kontakte weiter pflegen können.

Bitte sagen Sie noch etwas dazu, wo Sie an Grenzen gestoßen sind.

Auf Beschränkungen stießen wir vor allem bei den baulichen Gegebenheiten, es können z.B. keine zwei Rollstühle auf den engen Fluren der Wohngruppen aneinander vorbeifahren. Das lässt sich aber baulich nicht verändern.

Zudem waren die Flurwände im damaligen Zustand in der oberen Hälfte in einer sehr hellen Farbe und in der unteren Hälfte in einer sehr schrillen Farbe gestrichen, den optischen Übergang bildeten in der Mitte die krankenhaustypischen Scheuerborde, hier in dunklem Holz. Es stockte einem fast der Atem, wenn man die Türen zum Flur aufmachte. Mit der „Prima Bude“-Förderung konnten wir unser neues Farbkonzept umsetzen – jetzt hat jede Tür ein eigenes Farbfeld in Pastelltönen, die Gemeinschaftsräume haben zur besseren Orientierung ein besonders großes Farbfeld erhalten und wir haben an prominenter Stelle ein Tafelfeld aufmalen lassen, an das von Bewohner*innen und Betreuer*innen einfach und ohne Zettel Informationen und Nachrichten angeschrieben und gelesen werden können.



Auch die Badezimmer sind mit ca. 3m² leider sehr klein und damit nach DIN-Maßstab nicht barrierefrei. Alternativ könnte man zwei Räume jeweils mit Bad zusammenlegen und ein großes Bad einbauen, das wäre aber mit entsprechendem baulichem Aufwand verbunden und würde dazu führen, dass die Zimmer zu klein wären für Bewohner*innen im Rollstuhl.

Doch nicht nur baulich bedingt fanden Sie Einschränkungen, auch die aktuelle gesetzliche Lage hat Ihre Idee vom inklusiven Wohnen beeinflusst, richtig?

Wir mussten unsere Vorstellungen in der Konzepterstellung immer wieder, den bis zum 31.12.2019 im Land Berlin geltenden gesetzlichen Rahmenbedingungen, anpassen. Im Zuge dessen haben wir unser Konzept deshalb abgestuft gestaltet. Derzeit ist es noch nicht möglich, Student*innen und Menschen mit Behinderung gemeinsam in einer Wohngruppe wohnen zu lassen. Daher mussten wir zwei – den Gegebenheiten angepassten – ambulante Wohngruppen eröffnen. Die Student*innen wohnen davon separat, aber im selben Haus. Umso wichtiger wurden dadurch der gemeinsame Saal und der Außenbereich für Begegnungen der verschiedenen Hausbewohner*innen, damit gerade hier nicht voneinander abgeschlossene „Systeme“ entstehen.

Aber Sie haben viele Hürden gemeistert und können beobachten, wie sich die Häuser mit Leben füllen. Wie fühlen Sie sich jetzt?

Die größte Freude für mich ist nun, die Früchte der baulichen Umsetzung zu sehen – neue Farben, Möblierung, Gemütlichkeit. Seit Februar 2019 wohnen die ersten Student*innen hier und seit Mai die ersten Bewohner*innen der ambulanten Wohngruppen.

Zum jetzigen Zeitpunkt wohnen hier bereits 20 Student*innen sowie 3 Personen im Rahmen der Eingliederungshilfe. Noch haben wir keine Warteliste, aber die verbleibenden 7 Plätze der Eingliederungshilfe werden demnächst ebenfalls vergeben sein.



Man bekommt hier ja schon eine Idee, wie solches Zusammenleben ablaufen kann, aber natürlich muss das alles organisiert werden, man benötigt entsprechende Formate. Wie sieht denn Ihr Konzept aus, wie Sie die unterschiedlichen Menschen zusammenbringen wollen? Wie gelingt es, eine Lebendigkeit im Wohnalltag zu wecken?

Im Mai 2019 haben wir das erste Bewohner*innentreffen draußen im Garten veranstaltet. Dabei war es sehr interessant, dass sich auch die vielen Student*innen, die zu diesem Zeitpunkt bereits hier wohnten, untereinander noch nicht getroffen hatten – obwohl in deren WGs Gemeinschaftsküchen und Gemeinschaftsräume vorhanden sind. Aber offenbar sind die individuellen Zeitabläufe so unterschiedlich, dass sich noch nicht alle begegnet oder miteinander ins Gespräch gekommen waren.

Also haben wir als Mitarbeiter*innen hier im Haus einen Aushang gemacht und zu Kaffee und Kuchen in den Garten eingeladen. Das werden wir jetzt alle vier Wochen wiederholen und auch die Bewohner*innen der ambulanten WG werden dann mit dazukommen. Sobald der Saal demnächst fertig ist, werden wir ihn gebührend einweihen und dessen Nutzung planen. Dabei wollen wir keinen festen Plan vorgeben, sondern die Bewohner*innen anregen, ihn mit ihren Ideen und Interessen zu gestalten. Dazu wollen wir einen Bewohner*innenrat gründen, der sich an der Organisation des Saales beteiligt und Projekte einbringt, damit der Saal regelmäßig genutzt wird. Die ambulanten Wohngruppen können hier zu zehnt kochen und eigene Feiern gestalten. Ziel ist es aber, dass sich alle Bewohner*innen der Häuser hier verabreden und zusammen kochen können. Wir sind gespannt, was jede*r Einzelne mitbringt, um das Angebot hier möglichst vielfältig zu gestalten.

Was würden Sie kleinen Trägern, die so ein Haus oder eine solche Wohnform gründen wollen, aber noch zögerlich sind, mit auf den Weg geben? Wie würden Sie sie motivieren?

Ich würde anderen Trägern grundsätzlich gern mit auf den Weg geben, dass sie, wenn sie Lust auf inklusives Wohnen haben, das unbedingt machen sollen. Ich finde, je mehr und je vielfältigere Angebote vorhanden sind, umso leichter wird die Wahl für die Menschen, die ein solches Angebot suchen.

Bei der konkreten Planung würde ich dann empfehlen, zunächst zu fantasieren, ein Luftschloss zu bauen und sich zu überlegen, was möchte man gerne anbieten und dann erst den Abgleich mit dem jeweiligen örtlich geltenden Gesetzesrahmen zu machen.

Außerdem würde ich aus der Erfahrung gerne weitergeben, dass man in so einem Projekt nicht alles selbst denken kann und daher ein Team benötigt, um Ideen zu sammeln und das Konzept zu erstellen. Zur erfolgreichen Umsetzung benötigt man ebenso entsprechend Zeitressourcen.

Insgesamt macht so ein neues Projekt sehr viel Freude.

Das Luftschloss ist ein schönes Bild. Wie viel steht von Ihrem Luftschloss hier in der Boothstraße?

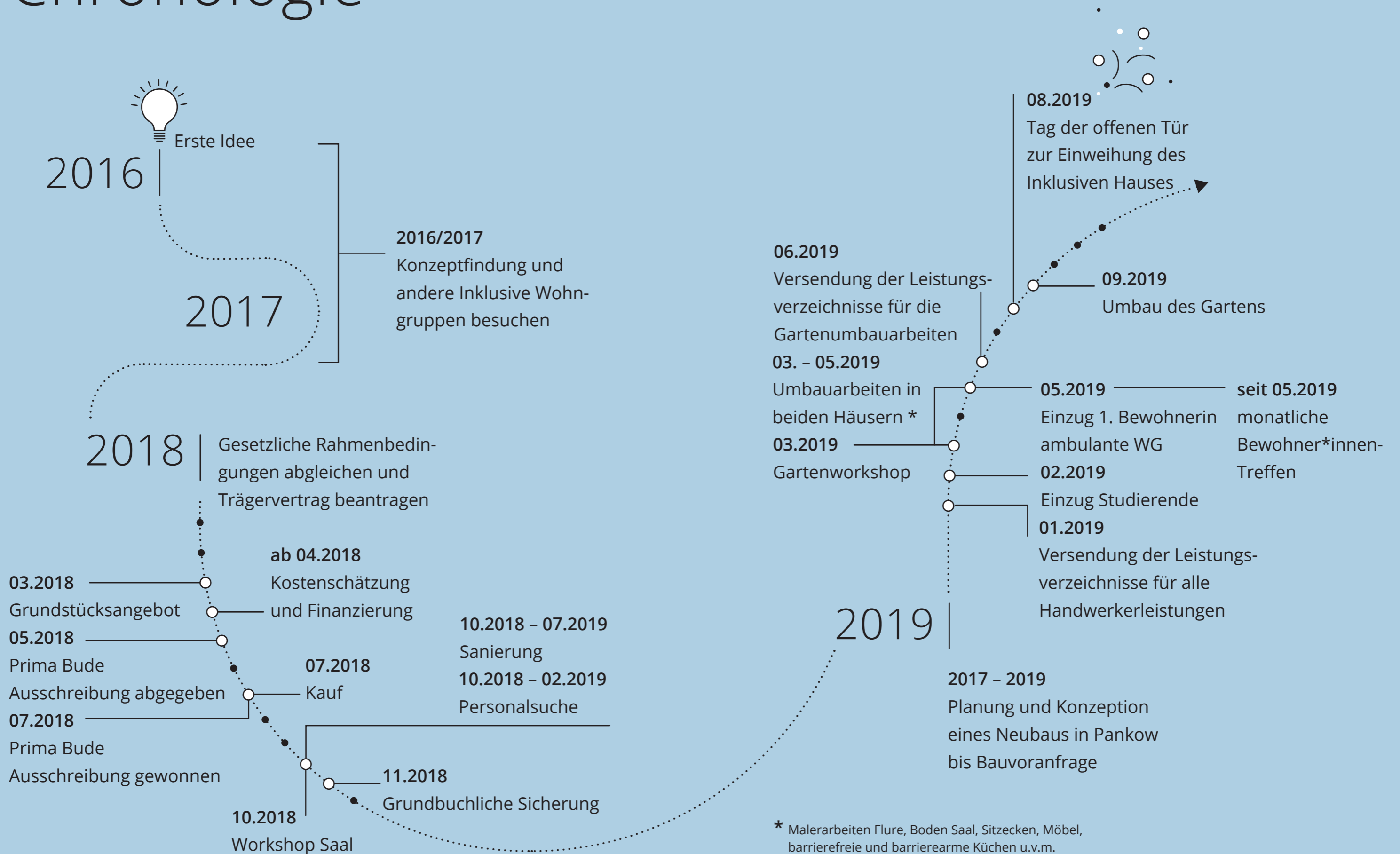
Bezogen auf unser Projekt in der Boothstraße ist das Ende der Projektumsetzung noch nicht erreicht. Unser studentisches Wohnangebot und die beiden ambulanten WGs kommen unseren Vorstellungen schon nahe, aber ideal wäre nach meiner Vorstellung, wenn sich die Bewohner*innen der ambulanten WGs Zimmer irgendwo im Haus suchen könnten, egal auf welcher Etage, also eine höhere Flexibilität möglich wäre. Derzeit schwer umsetzbar scheint uns hier im Haus

Familienwohnen. Grundsätzlich wäre es aber möglich, dass in einem der drei vorhandenen Apartments z.B. Student*innen mit Kindern wohnen.

Für die Zukunft wäre also mein Luftschloss noch mehr Flexibilität und Vielfalt in der Gestaltung von inklusiven Wohnangeboten.



Chronologie




Methoden




Wie kann man in einer Gruppe über Raum sprechen, Defizite benennen und gemeinsam Visionen entwickeln? Welche Erfahrungen haben die Einzelnen, wo fühlen sie sich wohl? Welche Aktivitäten schaffen und fördern Gemeinschaft und wie soll die Stimmung in den zukünftigen Räumen oder Orten sein? Und wie baut man verflixt nochmal einen Basketballkorb aus Knete? Im Folgenden teilen wir mit den Leser*innen Workshopmethoden, die sich diesen Fragen annähern (nur das mit dem Basketballkorb müssen sie selbst heraus bekommen).

Mein Lieblingsort

27

 Zeit: ca. 30 min

 Teilnehmer*innen: ca. 10

Ziel sich kennenlernen, auf die Lebenswelt der anderen einstimmen, über räumliche Qualitäten und Atmosphären sprechen

Material A4 Ausdrucke von den Lieblingsorten aller Teilnehmer*innen


Vorab per Mail alle TN bitten ihr Lieblingsorte mitzubringen oder sie der Workshopleitung per Mail zu schicken und gesammelt ausdrucken


Ablauf Die Workshopleitung beginnt und stellt ihren bzw. seinen Lieblingsort vor. Darauf achten, den Ort möglichst genau zu beschreiben und zu begründen, warum man sich dort wohl fühlt (schöner Ausblick ins Grüne, angenehmes Licht, gemütliche Decke, guter Geruch...) Der Reihe nach werden die Orte vorgestellt, Verständnisfragen können gestellt werden. Es darf innerhalb der Vorstellungsrunde keine Bewertung der Lieblingsorte stattfinden.



FRAGEN AN DEN RAUM

29

 **Zeit:** ca. 60 min
(variiert je nach
Untersuchungsort)

 **Teilnehmer*innen:** ca. 10
(falls mehr TN,
dann in Gruppen aufteilen)


Ziel Den Ort bei einer Begehung kennenlernen, Qualitäten und Defizite herausarbeiten, eine Diskussion anhand von Fragen starten.


Material DIN A3 große Sprechblasen aus Pappe mit Filzstiften oder Post-its mit Stiften, Kamera

Vorab Sprechblasen herstellen oder Post-its kaufen, Weg für die Begehung ablaufen und stoppen, entsprechend den Zeitplan anpassen.

Ablauf In der Gruppe den Ort ablaufen und die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ermutigen, Fragen an den Ort zu richten als sei dieser eine Person (Warum bist du so dunkel? Ist dir langweilig? Woher kommt dein schönes Licht? Warum riechst du so komisch?...). Auf Qualitäten und auf Defizite achten. Sprechblase am Ort ohne Menschen ins Bild halten und fotografieren. In einer Abschlussrunde alle Fragen ausstellen und in einer Nachbereitung die Vorort-Fotos mit Sprechblase dokumentieren.

VISION FÜR DEN PERFEKTEN ORT

 Zeit: ca. 60 min

 Teilnehmer*innen: ca. 5-8

Ziel Zukunftsszenario für den „perfekten Ort“ mit Aktivitäten und Qualitäten entwickeln

Material Post-its, zwei farbige Stifte, Plan


Vorab die zu entwickelnde Fläche (z.B. Grundriss oder Außenraumplan) auf einem DIN A2 oder A1 Plakat ausdrucken

Ablauf Gemeinsam wird überlegt, welche Aktivitäten an dem Ort wo stattfinden sollten. Die Aktivitäten der eingangs vorgestellten Lieblingsorte werden in Erinnerung gerufen und mit den Überlegungen am „perfekten Ort“ abgeglichen (Was fehlt noch? Was ist uns auch wichtig?). Die jeweilige Aktivität (z.B. „zusammen essen“) wird auf ein post-it geschrieben und auf dem Plan verortet. In einer zweiten Runde werden mit der anderen Farbe auf die post-its die zugehörigen Qualitäten geschrieben („zusammen essen“ + „hell“, „aufgeräumt“, „gemütlich“). Kurz vor Schluss werden die miteinander verwandten Aktivitäten (wie z.B. „kochen und essen“ oder „tanzen und zusammen Musik machen“) einander zugeordnet und geclustert. So entstehen „Aktivitätszonen“, welche einen Titel erhalten. z.B. „die wilde Tanzecke“ oder „die gemütliche Tafel“ oder „der versteckte Ausguck“...





DEN PERFEKTEN ORT BASTELN

 Zeit: ca. 30–40 min

 Teilnehmer*innen: 8–10


Ziel Wünsche an die Stimmung der „Aktivitätszonen“ bzw. die Orte im Plan darstellen


Material Farbausdrucke oder Zeitschriftenseiten von nichtdinglichen Darstellungen (z.B. aus der GEO), Blanko-Postkarten (aus dem Bastelladen), ausgeschnittene Umrisse von stehenden oder sitzenden Menschen ca. 6-7cm groß auf Papier, Scheren und Klebestifte für alle TN

Vorab Collagenmaterial sammeln und / oder ausdrucken

Ablauf Die TN suchen sich aus den Aktivitätszonen einen Bereich, den sie weiter bearbeiten wollen (z.B. „Die wilde Tanzecke“ oder „die gemütliche Tafel“). Die TN wählen aus dem mitgebrachten Bildermaterial inspirierende Formen und Farben aus und basteln ihren „perfekten Ort“. Die ausgeschnittenen Figuren können in die Collage integriert werden. Tipp: Durch feinteiliges Ausschneiden des Materials kann ein räumliches Davor und Dahinter erreicht werden. Auf der Rückseite kann Adressfeld und Gruß eingetragen werden, so kann die Workshopleitung die Karten im Anschluss per Post versenden.

DEN PERFEKTEN ORT BAUEN

 Zeit: ca. 40–60 min
(kann parallel zum
Collagieren stattfinden)

 Teilnehmer*innen: ca. 8–10

Ziel Ideen konkretisieren und verräumlichen

Material Knete und Schaschlikspieße oder Legobausteine, ausgeschnittene Umrisse von stehenden oder sitzenden, Menschen ca. 6–7cm groß auf Papier, ausgedruckter Plan (s. Methode Vision)

Vorab Material zusammensuchen

Ablauf Die TN suchen sich aus den Aktivitätszonen einen Bereich, den sie weiter bearbeiten wollen aus (z.B. „Die wilde Tannecke“ oder „die gemütliche Tafel“). Mit Knete und Schaschlikspießen oder mithilfe von Legosteinen wird nun versucht, diese Aktivitätszone zu bauen. Die Menschen aus Papier können auch hier integriert werden und helfen bei der Wahl eines einheitlichen Maßstabs. Zum Schluss werden alle Modelle auf dem Plan den jeweiligen Zonen zugeordnet und aufgestellt. Die Sammlung wird fotografisch festgehalten.



Impressum

Herausgeber

STATTBAU Stadtentwicklungsgesellschaft mbH
Agentur INKLUSIV WOHNEN, Pufendorfstraße 11, 10249 Berlin

www.stattbau.de
inklusive@stattbau.de

September 2019, Auflage 1

Inhalte und Bearbeitung

STATTBAU GmbH: Fee Kyriakopoulos, Constance Cremer (V.i.S.d.P.),
Nina Franzkowiak, Roman Stricker, Florian Schölpple, Markus Tegeler

Interviewtext

Pfefferwerk Stadtkultur gGmbH: Maud Materson

Gestaltung

La Loma GbR
Stockholmer Straße 4, 13359 Berlin / laloma.info

Bildrechte

STATTBAU GmbH



Mitwirkende in Workshops und Filmdreh:

Hedda	Karl
Mahmoud	Gudrun
Angelika	Mirko
Carla	Mette
Peggy	Magnus
Imogene	Nadja
Samuel	Lili
Dirk	Emanuel
Katja	Gina
Martin	Kathrin
Melissa	Laurin

Team Pfefferwerk gGmbH:

Maud Materson
Ulrike Klotz
Erik Schmierbach
Stefan Hoffschroer

Raumkonzept von

Kirchberger & Wiegner Rohde
Partnerschaft von Architekten mbB
herrburg Landschaftsarchitekten



Mit Dank an

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
Senatsverwaltungen für Soziales und für Stadtentwicklung und Wohnen
des Landes Berlin

Paritätischer Landesverband Berlin

FORUM Gemeinschaftliches Wohnen e.V., Bundesvereinigung

Stiftung Leben in Berlin

